



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Litteratur

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

solcher Berichte hatte sich jene Ansicht gebildet. Wenn, wie es scheint, in den allerletzten Jahren andre Grundsätze die Verwaltung leiten, so wird das ohne Zweifel von Nutzen sein. Die weiteren Bemerkungen, daß das Haus nicht mehr Goethes Geburtshaus genannt werden könne, weil der Vater es hat umbauen lassen, daß die Bildnisse nicht in dem größten, sondern in einem der größten Zimmer gehangen haben und nunmehr nicht in einem Hofzimmer hängen, sondern in einem Zimmer, dessen Fenster nach dem Hofe sieht (oder vielleicht sehen — damit nicht wieder eine Berichtigung notwendig wird!) dürfte der Verfasser der Berichtigung selbst kaum für erheblich halten; und endlich wird als Nationalheiligtum, welcher Ausdruck auch Anstoß erregt zu haben scheint, wohl trotzdem das Haus am Großen Hirschgraben immer angesehen werden.



Litteratur

Volk und Nation. Eine Studie von Fr. J. Neumann. Leipzig, Duncker & Humblot, 1888

Was besagt der Ausdruck Volk, und was bedeutet Nation? Es giebt Leute, die hier keine Verschiedenheit sehen und die beiden Worte als synonym betrachten oder doch meinen, es lohne nicht der Mühe, Unsicherheiten des Sprachgebrauchs in Bezug auf sie zu untersuchen. Hierzu gehören Gelehrte der jüngsten Zeit wie Ahrens in seinem Werke über Naturrecht und Mohl in seiner Encyclopädie der Staatswissenschaften. Anders Bluntschli, dem „Volk“ ein natürlicher Begriff, „Nation“ ein politischer erschien, was er später dahin abänderte, daß er „Volk“ als „Ausdruck für politische Einheit,“ „Nation“ als „Kulturbegriff“ definirte. Andre sagen, „Nation“ sei das zu einem selbständigen Staate gewordene Volk. Der Verfasser unsrer Schrift unterwirft die Frage einer Untersuchung und gelangt zu dem Ergebnis, daß allerdings ein Unterschied zwischen beiden Ausdrücken sei, jene Definitionen aber nicht das Rechte treffen. Wir dürfen von dem Volke des Königreichs Württemberg, sogar von dem des Fürstentums Neuß und dem des Kantons Uri sprechen, würden uns aber lächerlich machen, wenn wir von einer württembergischen, einer reußischen, einer urischen Nation reden wollten. Zweifellos ist ferner, daß uns auch unzivilisirte Stämme und Horden als Völker erscheinen, nicht aber als Nationen. Besonders deutlich tritt sodann der Unterschied zwischen „Volk“ und „Nation“ in manchen Verbindungen dieser Wörter mit andern hervor: Volkslied z. B. ist nicht Nationallied, Volkstheater nicht Nationaltheater. Volksfest nicht Nationalfest, Volksbank nicht Nationalbank, und wir kennen wohl Volksfreude, nicht aber Nationalfreude, wohl einen Nationalstolz, aber keinen Volksstolz. Wir können den Gedankengang des Verfassers hier nicht weiter verfolgen und noch weniger die vielen Belege für seine Behauptungen, Widerlegungen und Einschränkungen auch nur zum Teil wiedergeben und müssen uns damit begnügen, die Ergebnisse seiner Betrachtungen mitzuteilen. Die Begriffe, die in politischen und sozialen Wissenschaften mit dem Worte „Volk“ zu verbinden sind, fassen sich ihm in die Worte zusammen, daß „Volk“ erstens heutzutage der unter allen Umständen zulässige Ausdruck für die Gesamtheit der Angehörigen

eines Staates, gleichviel, ob groß oder klein, mächtig oder schwach, ist. Eine zweite Definition ergibt sich, wenn der Fürst von oder zu seinem Volke spricht und wenn eine Volksvertretung die Rechte des letztern wahrnimmt, oder wenn es sich um den gesellschaftlichen Unterschied und Gegensatz zwischen der ärmeren und wenig gebildeten Klasse des Volkes und den in beiden Beziehungen besser gestellten Ständen handelt, wo erstere das Volk ist oder sein soll. Drittens bezeichnet „Volk“ die auf gemeinsame Abstammung zurückzuführende Einheit. Die Angehörigen eines solchen „Stammes“ erscheinen als Abkömmlinge derselben Ureltern, somit als natürliche Einheit, sind es aber in Wirklichkeit nicht. Was sie sind, läßt sich nach den Erörterungen unsrer Schrift mit ihr in die Worte kleiden: „Eine kleine Bevölkerungsgruppe, die infolge der Gemeinsamkeit äußer Lebensbedingungen und eigenartiger Kulturanfänge ein eigenartiges gemeinsames Wesen gewonnen hat, welches sich von Geschlecht zu Geschlecht vererbt und sich vorzugsweise in gemeinsamer Mundart, gemeinsamen Charakterzügen, Sitten und Bräuchen, sowie in dem Gefühle der Zusammengehörigkeit zu äußern pflegt.“ „Nation“ dagegen ist dem Verfasser „eine größere Bevölkerung, die infolge hoher eigenartiger Kulturleistungen einen eigenartigen gemeinsamen Charakter gewonnen hat, der sich auf weiten Gebieten von Generation zu Generation überträgt.“ Und will man nicht bloß definiren, sondern auch schildern, so wäre zugleich der Umstände zu gedenken, die auf solche Kulturverhältnisse von Einfluß zu sein und in denen sie sich zu äußern pflegen. Dann müßte man sagen: „Eine Nation ist eine größere Bevölkerung, die infolge hoher eigenartiger Kulturleistungen, insbesondere in Wissenschaft, Kunst und Litteratur oder in politischer Beziehung (auch mittels Assimilierung ursprünglich fremder Elemente durch die Mehrheit) ein gemeinsames Wesen gewonnen hat, das sich auf weiten Gebieten von einem Geschlechte auf das andre überträgt und sich namentlich in gemeinsamer Kultursprache, gemeinsamen Charakterzügen, Anschauungen und Sitten, sowie in einem lebhaft entwickelten Gefühle der Zusammengehörigkeit kund zu geben pflegt,“ welches sich, wie wir hinzufügen, wenn die Umstände es gestatten, durch Bildung eines Einheits- oder Bundesstaates befriedigt.

Der Verfasser selbst verbirgt sich freilich nicht, daß alle diese Definitionen zu wünschen übrig lassen. Doch sind ganz scharfe Grenzen in diesen Dingen kaum möglich. Große und kleine Gebiete, höhere und niedrigere Kultur, mehr oder minder Assimilierungskraft sind Unbestimmtheiten, aber es sind solche, die schwer zu vermeiden sind, und die doch von der Wissenschaft nicht entbehrt werden können.

Die Leiden des Europäers im afrikanischen Tropenklima und die Mittel zu deren Abwehr. Ein Beitrag zur Förderung der deutschen Kolonisationsbestrebungen von Gustav Leopoldt. Leipzig, Duncker & Humblot, 1888

Seitdem weite Gebiete des tropischen Afrikas unter die Schutzherrschaft des Deutschen Reiches gestellt sind und in einigen die Anfänge von Niederlassungen Angehöriger des Reiches bestehen, die zur Einwanderung einladen können, gewinnen neben den rein wissenschaftlichen Fragen auch praktische erhöhte Bedeutung, und da hierunter die nach der schädlichen Einwirkung der tropischen Verhältnisse Afrikas auf die Natur des Europäers und nach den Schutzmitteln dagegen eine der wichtigsten ist, so heißen wir die vorliegende aus Reiseberichten über den schwarzen Erdteil zusammengestellte Schrift willkommen und teilen aus ihr einiges mit von dem, was sich auf die deutschen Besitzungen in Afrika bezieht. Von dem übrigen Inhalte bemerken wir nur, daß er zunächst die Eigentümlichkeiten des Tropen-

Klimas in seiner Beziehung zum menschlichen Körper, die häufigen und die seltenen Krankheiten des Europäers in dieser Zone nebst den Mitteln zu ihrer Verhütung und Heilung, dann die rechte Lebensweise der europäischen Einwanderer in tropischen Gegenden behandelt, worauf er zu einem Ueberblicke über die Gesundheitsverhältnisse in den hierher gehörigen Einzelländern Afrikas übergeht und dabei auch die Landstriche am Mittelmeer, die Sahara, Nubien, die Gebiete am Blauen und Weißen Nil, dem übrigen Sudan, Mozambique und Sofala, den Kongostaat, Angola, Benguela und Madagaskar, sowie Oberguinea, das Kapland, Natal und die Republiken der Boers betrachtet, die uns hier weniger interessieren als die deutschen Schutzgebiete in Kamerun, Togoland, Damara- und Namaland sowie die Gebiete der Ostafrikanischen Gesellschaft Sansibar gegenüber und die Somaliküste.

Die Uferstrecken Kameruns sind im hohen Grade ungesund, weil von Fiebermiasmen heimgesucht, wogegen die Hinterlande bessere Luft haben, da sie höher liegen. Kongo-land besitzt ein Klima, das vergleichsweise zu loben und jedenfalls günstiger als das von Senegambien, Sierra Leona und Liberia ist. Noch nie ist hier eine Krankheit epidemisch aufgetreten, wie dort z. B. das gelbe Fieber. Doch ist auch in diesen Strichen das Wechselfieber allgemein verbreitet. Damara- und Namaland sind außerordentlich gesund, weil sie an der Küste wasserarm sind und im Innern nur am östlichen Rande der Calahariwüste eigentliche Fieberherde haben, zu denen vorzüglich der Ngamifsee gehört. Dagegen kann sich der Unvorsichtige bei dem Wechsel sehr heißer Tage und sehr kalter Nächte mit Eisbildung leicht starke rheumatische Beschwerden zu ziehen. Die Küste Sansibar gegenüber ist der Gesundheit äußerst gefährlich, namentlich erzeugt der von den Mangrovesümpfen kommende Nachtwind schlimme Fieber, die sich regelmäßig auch während der kleinen Regenzeit (am Schlusse des Jahres) einstellen, während sie in der großen (März, April und Mai), wo starke Winde wehen, seltener und im September, dem trockensten Monate, sowie im Juli, wo sich ein kräftiger Monsun einstellt, fast gar nicht auftreten. Das Hinterland von Sansibar, wo die Ostafrikanische Gesellschaft Besitzungen erworben hat, ist, obwohl teilweise sehr hoch gelegen, nicht frei von Tropenkrankheiten, doch bedrohen diese das Leben des Europäers nicht in dem Maße wie an der Küste. Fiebergegenden in beträchtlicher Höhe über dem Meerespiegel sind die Gebiete von Taweta (das an den Fuß des Kilimandscharo grenzt) und am See Ipe, die Landschaft Teita, die Umgebung des Makatasumpfes in Usagara, und die des Naiwaschasees, der 1900 Meter über dem Meere liegt. Endlich giebt es in den obern Flußgebieten des Rufidschi, des Ringani und des Wami zahlreiche von Fiebern heimgesuchte Ortschaften. Die Gestade des Somalilandes, ein trockner, fast wüstenartiger Küstenraum, sind unfruchtbar, aber durchaus gesund, vom Hinterlande gilt das gerade Gegenteil, sie sind, soweit wir sie kennen, reich und fruchtbar, aber an vielen Stellen sehr ungesund. Es ist eine Hochebene, die sich 1000 bis 1500 Meter über dem Meere ausdehnt, und auf der, so lange die Sommerregen dauern, also vom Mai bis zum Oktober, Fieber und rote Ruhr weithin herrschen und zwar unter den Eingebornen nicht minder wie unter den Europäern, die sich hier niedergelassen haben. Vor allem werden die feuchten Thäler mit ihren Schilfsümpfen viel von diesen sehr gefährlichen Krankheiten heimgesucht. Was vom Somalilande gilt, läßt sich von allen unsern Besitzungen in Afrika behaupten: die gesunden Gegenden sind gewöhnlich unfruchtbar, die fruchtbaren ungesund. So berichteten freilich bis jetzt nur die Reisenden, und es ist zu bedenken, daß deren Leben ein außerordentlich bewegtes ist, und daß ihre körperlichen Kräfte ganz

ungemein in Anspruch genommen und aufgerieben oder doch stark geschwächt werden durch Strapazen jeder Art, durch anstrengende Märsche, durch Mangel an geeigneten Nahrungsmitteln, durch schlechte Unterkunft oder Kämpfe im Freien bei Nacht und Regenwetter oder bei Sumpfen, welche Fieberluft aushauchen, durch Erkältung nach höchster Erhitzung im Sonnenbrande, endlich durch starke Gemütsbewegungen wie Verdruß, Furcht und plötzlichen Schreck bei Verrätereien, Launen und Feindseligkeiten der Eingebornen. In stetigen, wohlgeordneten Verhältnissen, in diesen gescholtenen Gegenden lebend, anständig, sicher und gut mit allem Nötigen versorgt, wird der Europäer hier sicherlich bessere Erfahrungen machen, als wenn er sie als Reisender durchwandert.

Johann Eberlin von Günzburg, Der evangelisch-soziale Volksfreund. Sein Leben und Wirken in den religiösen und politischen Kämpfen der Reformationszeit. Für die Gegenwart dargestellt von Julius Werner. Heidelberg, Groos, 1889

Der ausführliche Titel dieses kleinen Volksbuches giebt genau an, was wir zu erwarten haben. Eberlin ist mit Recht von einigen tüchtigen Gelehrten, wie Riggenbach und Radtkofer, in ausführlichen Biographien als einer der bedeutenden Mitarbeiter Luthers dargestellt worden. War somit für den Verfasser eine neue Quellenforschung unnötig, so hat er sich doch darum nicht bequem gemacht, sondern seinem Buche den Vorzug gegeben, das meiste mit den Worten Eberlins selbst zu belegen. Gerade ein Mann des Volks wie der talentvolle Redner und Stilist Eberlin gewinnt durch dies Verfahren ungemein. Nebenbei malt uns unser Buch in vorzüglicher Weise den allgemeinen Hintergrund der damaligen so belebten Zeit, besonders in den Verhältnissen in Süddeutschland.

Jakob der Letzte. Eine Waldbauerngeschichte aus unsern Tagen von P. K. Rosegger. Wien, Hartleben, 1889

„Dieses Werk hat einen tiefern Zweck, als den, bloß zu unterhalten.“ Vorworte vor Dichtungen sind immer fatal. Entweder sind sie geradezu überflüssig, wenn sie die in der Dichtung durch Bild und Handlung ausgeführten Ideen des Dichters wiederholen; oder sie sollen einen Mangel der Dichtung ergänzen, wenn sie die darin unklar gebliebene Tendenz prosaisch aussprechen. Das letztere ist hier der Fall. Roseggers Waldbauerngeschichte ist keine rein künstlerische Arbeit, der Dichter verwahrt sich sogar ausdrücklich vor der Zumutung, „bloß zu unterhalten,“ er verfolgt „tieferen“ Zwecke. Darüber nämlich, daß die Zwecke des Dichters, je reiner sie von allen politischen oder sozialen oder philosophischen Tendenzen sind, in Wahrheit die „tiefern“ sind, ist sich Rosegger, wie auch seine „Lebensbeschreibung“ bezeugt, nicht klar geworden. Als ob nicht die höchste praktische Wirkung der Dichtung darin bestünde, etwas zu erstreben, was keine Wissenschaft und keine andre Kunst ebenso erreichen kann, nämlich uns die Tiefen der menschlichen Natur zu offenbaren, uns im Bilde, unmittelbar, dem einfältigen Gemüte verständlich zu zeigen, wie dieses menschliche Leben beschaffen ist, welche Triebe die Leidenschaften bewegen, welche Ordnung oder Nichtordnung in unserm Dasein besteht, unser Gefühl empfänglich zu machen für alles, was Menschen erfüllen, bewegen, erfreuen und betrüben kann! Ist dies nicht die größte und im besten Sinne „praktische“ Wirkung der Dichtkunst? Kann sich irgend ein anderer praktischer „Zweck“ damit vergleichen? Hängt nicht all unser auf praktische Zwecke gerichtetes Handeln zuletzt von nichts anderm, als von der klaren Einsicht und gesunden Empfindung für alles rein menschliche ab, die wir uns erworben haben? Und die Poesie bleibt doch nur

dann Kunst, wenn sie einzig und allein jene reinen Wirkungen beabsichtigt, und Rosegger ist sehr im Irrtum, wenn er das Streben, „bloß zu unterhalten,“ für des Dichters unwürdig hält!

Er verfolgt also einen „tieferen Zweck.“ Und welches ist dieser Zweck? Das Werk „soll eine auffallende und wichtige Erscheinung der Gegenwart schildern, es soll ein Bild geben von dem Untergange des Bauerntums in unsern Alpen“ und den Staat zum Schutze des Bauerntums bewegen. Die Sache verhält sich so. Die Zerbröckelung des Bauernstandes infolge des Aufschwunges der Industrien und der Verkehrsmittel hat schon Auerbach beobachtet und geschildert. Der „Schöpfer der Dorfgeschichte,“ wie ihn Vischer nannte, ist gerade zu einer Zeit aufgetreten, als die abgeschlossene Selbständigkeit des Bauernstandes ihr Ende erreichte. Der erleichterte Verkehr zwischen Dorf und Stadt, das Anwachsen der Großstädte, das wieder ein Zurückfluten von Menschen aufs Land, aber auch nur in die Sommerfrische, zur Folge hatte, hat die eigentümliche Bildung des Bauernums durchbrochen. Wie sich die ganze Gesellschaft Mitteleuropas jetzt in einem Umbildungsprozeß befindet, wie die Stände sich verschieben, wie der vierte Stand massenhafter und bedrohlicher auftritt, wie das Kapital gegen den Grundbesitz ankämpft, so leidet auch der Bauernstand, dessen Lage durch die Steigerung des Steuerndruckes in Roseggers Heimat immer schwieriger wird. Dazu tritt noch das große nationalökonomische Ereignis der Gegenwart: die Getreideeinfuhr Amerikas, Rußlands u., die in den Alpenländern sogar eine Notwendigkeit wird, weil das Gebirgsland sich selbst nicht genügend mit Getreide versorgen kann. Die Lage des Bauern wird also immer schlimmer, und sie droht diesem Stande in den Alpenländern geradezu den Untergang. In Tirol ist der Bauernstand schon sehr herabgekommen; den nicht der Mühe lohnenden Ackerbau hat die Viehzucht abgelöst, und vielfach versucht man es auch schon mit der Errichtung von Fabriken.

Diesem Niedergange des Bauerntums kann Rosegger nur mit größtem Schmerze zusehen, was wohl begreiflich ist, wenn man ihn nach seiner Herkunft, seinen Dichtungen und seinem in der „Lebensbeschreibung“ dargelegten Charakter kennt. Er sagt es selbst im Vorwort zum „Jakob“: „Ich fühle von dem, was den Bauernstand angeht, mich fast persönlich betroffen.“ Er ist an seine Heimat mit magischen Banden gefesselt. Er hat es eine Weile versucht, sich sowohl in der Phantasie, als auch persönlich außerhalb seiner steirischen Berge anzusiedeln. Aber von jeder weiteren Reise, von jedem für längere Dauer geplanten Aufenthalt in der Fremde ist er halb krank vor Heimweh fluchtartig in seine Berge zurückgekehrt. Schließlich hat er sich entschlossen, nie mehr aus der Heimat zu gehen, nachdem er die Einsicht gewonnen hatte, daß er am besten nur dann schreibe und dichte, wenn er die Natur und die Menschen seiner grünen Steiermark vor Augen habe. Rosegger sah also dem Verderben seiner Gebirgsbauern zu. Es im Zusammenhang mit dem ganzen Umwandlungsprozeß der Stände in Mitteleuropa zu erfassen, also von einer höheren Warte aus, lag nicht in seiner Art. Sein Gemüt beschwerte vor allem nur das Verderben seiner engsten Landsleute. Ueberdies machte er dabei eine neue Beobachtung, denn der Kampf zwischen Dorf und Stadt hat dort eine eigne Form angenommen. Diese griff er vereinzelt auf und schrieb seinen „Jakob der Letzte“ — die rührende Klage eines gemütvollen Dichters über den Untergang seiner geliebten Heimat, aber ein schwaches Tendenzwerk.

Die Form, in der sich der moderne Kampf zwischen Kapital und Grundbesitz in der Steiermark kundgibt, ist in der That merkwürdig. Im schönen Mittelgebirge, zwischen Wäldern, nicht zu hoch gelegen, als daß keine Feldfrucht dort

gedeihen könnte, aber auch nicht so warm wie die Thalebene, so daß die Früchte doch später reifen und eine ziemlich verschiedene Kultur brauchen, liegt wie manches andre Dorf das kleine Altenmoos des Roseggerschen Buches, wohl auch sein eigner Geburtsort Alpel bei Krieglach, unweit Graz. Das Dorf besteht aus kaum mehr als zwanzig Häusern oder Familien. Es hat keine Industrie, auch keinen Verkehr, da es abseits von der Heerstraße liegt, nicht einmal einen eignen Pfarrer, weder eine Kirche noch einen eignen Friedhof. Aber seit alten Zeiten ernähren sich die Altenmooser schlecht und recht von ihrer Scholle, die sie selbst bebauen, sind freie Männer und haben im Grunde wenig Sorgen. Da tritt die Goldgier wie ein Elementarereignis verderblich unter sie, und das Altenmoos verschwindet nach und nach in zunehmender Wildnis. Ein Millionär hat sich nämlich gerade diese Gegend zur Anlage eines großen Wildparks ausersehen. Damit das Wild gedeihe, müssen die Menschen den Platz räumen. Die Nähe der Menschen macht das Wild scheu, auch schädigt das Wild umgekehrt die Anpflanzungen der Bauern; um diesen fortwährenden Gegensatz zu beseitigen, will der Millionär das ganze, kleine Dorf Altenmoos aufkaufen, die einzelnen kleinen Bauernhöfe nach einander erwerben, wozu er im Grunde gar nicht viel Geld braucht; mit dem Opfer von hunderttausend Gulden ist alles sein Eigentum. Der Millionär (der übrigens während der ganzen Erzählung nie aus dem Dunkel heraustritt) schickt demnach seine Agenten aus, die von Mann zu Mann in Altenmoos gehen, um die einzelnen Grundstücke aufzukaufen. Im ganzen haben sie ein sehr leichtes Thun. Die Altenmooser lassen sich alle von dem Zauber des baren Geldes anstecken, das sie niemals in größeren Summen beisammen gesehen haben. Die naheliegende Erkenntnis, daß das baare Geld schnell verbraucht wird, und daß sie dann in die um so schlimmere Hölle der Tagelöhner, Fabrikarbeiter, Kohlengräber u. dgl. geraten müssen, geht ihnen allen zusammen ab. Wer sich sträubt, wird entweder mit List oder in einem Augenblick der Geldklemme oder durch die Stimmung der Mehrheit zum Verkauf seines Erbgothes veranlaßt, der Millionär erreicht sein Ziel, der Wald wird immer größer und das Wild in ihm immer zahlreicher.

Nur ein einziger Mann in Altenmoos hat die Gefahr des Geldes von Anfang an richtig erkannt, das ist der Jakob Reuthofer, der zweitreichste im Dorfe, der Held unsrer Geschichte. Er hängt mit unzerbrechbarer Treue an der ererbten Scholle; ihm erscheint jede Trennung in die Fremde schlimmer als der Tod: er ist, kurz gesagt, die ideale Verkörperung der Heimatsliebe Roseggers. Wenn alle Bauern hinauf, nach einem höhern Stande streben, so bleibt er mit Stolz das, was er ist, ein Bauer; wenn alle vom Wandersieber ergriffen werden, bleibt er ruhig daheim, ohne Bedürfnis, die weite Welt zu sehen. Er thut alles mögliche, seine Genossen aufzuklären, vor der Gefahr zu warnen; aber es ist umsonst. Der reichste Altenmooser macht den Anfang: ein filziger, schlechter, Kerl, Junggesell, der gar keinen Sinn für Gemeinlichkeit hat. Die übrigen machen es ihm langsam nach. Jakob Reuthofer muß den Schmerz erleben, daß ihm sein eigner ältester Sohn in die Fremde davonläuft; wie alle ältesten Knaben auf dem Reuthof ist auch dieser auf den Namen Jakob getauft. Darum ist der Vater Jakob vom Dichter „der Letzte“ genannt worden. Er bleibt auch der letzte Altenmooser. Das ganze Dorf ist verlassen, der Reuthof ist ein Einödhof geworden, von der übrigen Welt durch Waldwildnis abgeschnitten. Wie kann er da allein gedeihen? Wie kann er allein die Straßen zum nächsten Markt im Stand halten? In der Nothwehr gegen das zudringliche Wild wird Jakob ein Wildschütz, und da er sich die Verwalter jenes Millionärs durch seine Hartnäckigkeit ohnedies zu Feinden ge-

macht hat, gerät er als Wildschütz mit den Behörden in Konflikt und endet auf der Flucht vor Gensdarmen durch den Tod im tiefen See.

Diese echt poetisch anmutende und tragisch erschütternde Gestalt ist leider im Sinne des Realismus nichts weniger als wahr. Sie ist ein gutes Zeugnis für Roseggers dichterisches Vermögen, aber im übrigen zeigt der Roman wieder, wie unklar der Verfasser in künstlerischen Dingen denkt. So ideal sein Held handelt und dasteht, so realistisch im Sinne der Modernen ist seine Umgebung geschildert. Rosegger vermag nämlich nicht wie der andre österreichische Dorfgeschichtendichter, wie Anzengruber, eine Handlung im großen Stile zu erfinden und darzustellen, Darum hält „Jakob der Letzte“ mit dem „Sternsteinhof“ nicht entfernt den Vergleich aus. Rosegger ist der geborne Episodist, der Skizzenmann, der von lyrischer Stimmung erfüllte Naturschilderer, der Sittenmaler im kleinen Stil. Dies Gepräge trägt auch die vorliegende Waldbauerngeschichte. Jedes ihrer zahlreichen Kapitel ist ein Bildchen für sich, geeignet, ganz abgetrennt in einer Zeitschrift zu erscheinen. Ausführlich werden uns die Sitten der Gebirgsbauern geschildert, und viele Szenen sind von ungewöhnlicher Schönheit, insbesondere die Naturschilderungen. Sie werden um so wirksamer, je weniger man Rosegger aus früheren Bänden kennt, denn einigermassen wiederholt er sich denn doch auch diesmal. Wenn man aber an die Tendenz denkt, die dem Vorworte gemäß der Dichter mit seinem „Jakob der Letzte“ verfolgte, so muß man sagen, daß seine Geschichte eigentlich das Gegenteil von der Wirkung hervorruft, die sie beabsichtigt. Denn wie tief auch unser Mitleid mit dem letzten Jakob sein mag: zur Aktion gegen den Millionär für die Altenmooser fühlen wir uns durchaus nicht gedrängt. Diese dummen Bauern, die nicht soviel Verstand haben, zu merken, daß sie, ohne irgend ein Handwerk gelernt zu haben, in der Fremde verkommen müssen, und die nach Roseggers eigner Darstellung in Wahrheit sämtlich mehr oder weniger elend zu Grunde gehen — welches Recht haben sie darauf, die Hilfe des Staates anzurufen? Ist der Staat etwa dazu da, jeden Narren vor Thorheiten zu bewahren? Soll der Staat das Amt des Schulmeisters oder Seelsorgers übernehmen? Es besteht heutzutage viel zu viel das Bestreben, den Staat für die Fehler der einzelnen verantwortlich zu machen; Rosegger schwimmt in dieser Strömung ohne Klarheit mit. Den Stier bei den Hörnern zu fassen, das ihm dunkel vorschwebende Problem der sozialen Frage, des Konfliktes zwischen Kapital und Arbeit zu ergreifen und dichterisch zu behandeln, hat Rosegger nicht versucht. Solche Tragödien aber, wie er sie uns geschildert, werden sich so lange wiederholen, als es zwischen Menschen einen Unterschied der Starken und Schwachen, der Begabten und Unbegabten giebt. Wer am Leben bleiben will, muß sich auch des Lebens erwehren können. Es ist der Poesie Roseggers nur möglich, uns elegisch zu stimmen — aber nicht mehr!

M R



Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marqart in Leipzig